

Klaus Mertes

Den Kreislauf des Scheiterns durchbrechen

Klaus Mertes

Den Kreislauf des Scheiterns durchbrechen

*Damit die Aufarbeitung des Missbrauchs
am Ende nicht wieder am Anfang steht*

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten

© 2021 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller

Satz: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1349-1

Inhalt

- 7 Zu diesem Buch
- 15 Wiedergewinnung
der Glaubwürdigkeit
- 29 Rollenklärung
- 43 Beteiligung der Betroffenen
- 53 Unabhängige Aufarbeitung
- 61 Der Synodale Weg
- 71 Anmerkungen
- 79 Zur Person

Zu diesem Buch

Im Frühjahr 2010 wurde der Missbrauch am Berliner Canisius-Kolleg öffentlich. Seitdem erlebt die Öffentlichkeit und erleben auch »wir« in der katholischen Kirche immer wieder Scheitern der Bemühungen um Aufarbeitung. Es ist ein Scheitern nach dem anderen, ein Kreislauf des Scheiterns.

Zur Erfahrung des Scheiterns gehört auch das Gefühl der Vergeblichkeit der positiven Bemühungen der katholischen Kirche. Denn es ist ja nicht zu übersehen, dass sich in der Kirche in den letzten zehn Jahren vieles bewegt hat. Vieles, was noch vor kurzem undenkbar war. Dazu Matthias Drobinski: »Für Deutschlands katholische Bischöfe ist es schon ein ziemliches Elend, für die meisten von ihnen jedenfalls. Sie wählen die erste Generalsekretärin der Bischofskonferenz, eine Frau, die sich für benachteiligte Frauen

und Mädchen einsetzt. Sie reden mit Vertreterinnen und Vertretern des Kirchenvolks über Macht und Machtmissbrauch in der Kirche, über den Zölibat und Weiheämter für Frauen, über Sexualmoral. Zahlreiche Bistümer lassen derzeit untersuchen, wo die Kirchenleitungen im Umgang mit Fällen von sexualisierter Gewalt gefehlt haben. Die Katholiken sind da weiter als die evangelischen Glaubensgeschwister – und sehr viel weiter als zum Beispiel der Leistungssport.« Dasselbe wäre auch über die Bemühungen um Prävention zu sagen, über das Verfahren für Anerkennungszahlungen und vieles andere mehr. »Und doch schlägt ihnen nichts als Hohn und Spott entgegen ...«, heißt es weiter.¹ Warum ist das so? Offensichtlich lässt sich der Gesamteindruck des Scheiterns auch nicht durch positive Nachrichten ausgleichen. Das mag auch damit zusammenhängen, dass schlechte Nachrichten mehr auffallen als gute. Aber nach elf Jahren ist der Eindruck unabweisbar: Das Problem liegt tiefer.

Schauen wir genauer auf das jüngste, vorerst letzte krachende Scheitern: die Kölner Krise,

ausgelöst durch die Entscheidung des Kölner Kardinals Woelki vom März 2020, die Veröffentlichung des Gutachtens der Münchner Kanzlei Westpfahl Spilker Wastl kurzfristig zu verschieben. Die Krise hat exemplarische Bedeutung. Sie trifft die Kirche nach all den Bemühungen und gerade auch nach den jüngsten Fortschritten mit besonderer Wucht. Dafür gibt es mehrere Gründe. Köln ist so etwas wie das Rom am Rhein – es steht mehr für die gesamte Kirche in Deutschland als irgendein anderes Bistum. Köln ist die Diözese, der von Papst Johannes Paul II. ein Bischof aufgezwungen wurde: Joachim Kardinal Meisner. Dessen autoritärer Leitungsstil hat im Bistum Wunden geschlagen. Nun mischen sich die lange zurückgehaltenen Schmerzensäußerungen über die Wunden der Meisner-Jahre mit der Empörung über das aktuelle Mismanagement der Bistumsleitung. Und schließlich: Rainer Maria Kardinal Woelki hatte nach der Veröffentlichung der MHG-Studie² 2018 angekündigt, besonders radikal aufzuklären. Er hatte Hoffnungen geweckt bei Betroffenen, bei Ermüdeten und Verzweifelten, die nun glaubten, dass

sich »endlich« etwas tun würde – denn wenn Köln sich bewegt, dann ist Land in Sicht. Doch es kam anders. Das Agieren des Kölner Kardinals und der Kölner Bistumsleitung wurde zum Warnzeichen für alle, die bei der Aufarbeitung nach vorn preschen, ohne die Komplexität der Aufgabe zu bedenken. Mit dem Kardinal scheiterte so auch der kurze Kölner Frühling der Hoffnung auf eine Lichtgestalt an der Spitze der Hierarchie, die aus der Misere herausführt – eine sehr katholische Illusion, insoweit sie auch ein Widerschein ihrer zentralistischen Struktur ist. Aber das Heil kommt eben nicht von oben. Es gibt sie nicht, die Lichtgestalt, und es wird sie nicht geben. Diese Enttäuschung schneidet nun ins eigene Fleisch des katholischen Selbstbildes.

Allen Beteiligten beginnt zu dämmern, dass sie in Hoffnungsfallen getappt sind, die sie als solche hätten erkennen können: dass sie da etwas unterschätzt haben; dass ein tieferer Grund hinter allem Scheitern wirkt, mächtiger als die guten Vorsätze und die immer wieder neuen lautstarken Ankündigungen. Die Aufgabe

der Aufarbeitung ist größer. »Wir« können es gar nicht schaffen.

Es ist deswegen auch zu einfach, die Fehlleistungen und das Scheitern der vergangenen Jahre bloß an der Unfähigkeit von leitenden Personen festzumachen. Aus der Fixierung auf die Person des Kardinals speist sich ja auch die in Teilen berechtigte Kritik an der Debatte um die Vorgänge in Köln: Kardinal Woelki werde zum Sündenbock gemacht; die Vorwürfe gegen ihn seien harmlos im Vergleich zu Vorwürfen gegenüber anderen Bischöfen, die im Raum stehen – und so weiter. Das Problem scheint jedenfalls größer zu sein, als der Kardinal gedacht hat. Er hat gravierende Fehler gemacht, aber er ist vor allem Symptomträger. Das Problem wird deswegen auch nicht durch Rücktritt gelöst, selbst dann nicht, wenn gute Gründe für den Rücktritt vorliegen.

Vergleichbare Erkenntnisse konnten einem schon 2010 dämmern. Damals hieß der Bischof, auf den sich alle Blicke richteten, Walter Mixa. Sein Rücktritt – der aus vielen Gründen berechtigt, ja überfällig war – brachte für den Aufar-

beitungsprozess der katholischen Kirche nur eine kurze Verschnaufpause. Die negativen Schlagzeilen in der Presse hielt Mixas Rücktritt aber nicht nachhaltig auf. Bald rollte die Lawine des »Missbrauchsskandals« weiter mit lautem Getöse talwärts.

Es verhält sich mit dem Aufarbeitungs-geschehen eben anders, als ein leitungsfixierter Tunnelblick es vortäuscht. Im Hintergrund des ständigen Scheiterns wirken untergründig Dynamiken, in denen nicht nur die Bischöfe gefangen sind, sondern auch große Teile der kirchlichen und publizistischen Öffentlichkeit. Selbst diejenigen werden von den Unterströmungen mitgerissen, die die Bemühungen der katholischen Kirche und ihr Scheitern kritisch begleiten. Solche Dynamiken lassen sich nicht einfach steuern. Die Kirche fällt im Modus einer umgekehrten Echternacher Springprozession – ein Schritt vor, zwei Schritte zurück – trotz aller Aufarbeitungs-Bemühungen seit dem Jahr 2010 immer wieder zurück.

Das hat mit zwei tieferliegenden Schlüssel-themen zu tun. Erstes Thema: Wiedergewinnung

der Glaubwürdigkeit. Zweites Thema: Beteiligung der Betroffenen. Sie sollen im Folgenden näher angeschaut werden.

Klaus Mertes SJ, im März 2021

Wiedergewinnung der Glaubwürdigkeit

Was ist eigentlich das Ziel von Aufarbeitung? Und welchen Stellenwert hat dabei die Wiedergewinnung der Glaubwürdigkeit? Fest steht: Der Verlust der Glaubwürdigkeit macht nicht nur die Bischöfe und die Oberen besorgt, sondern auch die engagierten Laien in der Kirche – und auch alle, die davon überzeugt sind, dass eine dauerhafte Schwächung der Kirchen kein konstruktiver Beitrag für eine humane Gesellschaft ist. Das ist ja in der Tat ein Schaden. Glaubwürdigkeit ist ein hohes Gut. Wenn eine Institution, zumal die katholische Kirche, an Glaubwürdigkeit verliert, schadet das ihrem Dienst, der zugleich ihr Existenzzweck ist. Glaubwürdigkeitsverlust bedroht die Existenz der Institution. Aber damit ist mehr bedroht als »nur« ihre Existenz. Die Existenz der Kirche ist

kein Selbstzweck. Sie verdankt sich vielmehr einem Auftrag für andere: Seelsorge, Verkündigung des Evangeliums, tätige Nächstenliebe, Gemeinde, Communio. Wenn nun die Kirche aufgrund des Glaubwürdigkeitsverlustes ihren Auftrag nicht mehr erfüllen kann, dann ist die Sorge wegen des Glaubwürdigkeitsverlustes nur zu berechtigt, und das nicht nur um der Kirche selbst willen.

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) thematisierte entsprechend bereits im Frühjahr 2010 die Krise der Glaubwürdigkeit mit deutlichen Worten. Die Bistümer, Orden, Verbände und Vereine reagierten schnell. Insbesondere mit Präventionsprogrammen versuchten sie, einen Akzent dagegenzusetzen – durchaus erfolgreich. Das geschah auch deswegen, weil die Öffentlichkeit massiv auf schnelle Antworten zur Frage nach der Prävention drängte. Doch es brauchte die MHG-Studie, die acht Jahre später, im Herbst 2018, veröffentlicht wurde, ehe sich eine Mehrheit der Bischöfe eingestand, dass die Gründe für das Glaubwürdigkeitsproblem tiefer liegen: dass die Krise nicht nur eine

Priesterkrise, sondern auch eine Bischofs- und Oberenkrise ist; dass Missbrauch nicht nur in der Missetat von Tätern an schutzbefohlenen Personen besteht, sondern auch in der Unfähigkeit – in einigen Fällen sogar im Unwillen –, diese Verbrechen disziplinarisch aufzuarbeiten. Es war nicht mehr von der Hand zu weisen, dass die Frage nach den Machtstrukturen tatsächlich auf die Tagesordnung gehört.

Es gesellte sich verschärfend das Bekanntwerden von »geistlichem Missbrauch« hinzu – und damit die Erkenntnis, dass sexueller Missbrauch durch Geistliche immer auch die Dimension des geistlichen Missbrauchs hat, dass es aber auch geistlichen Missbrauch ohne sexuellen Missbrauch gibt.³ Oft geschieht geistlicher Missbrauch in Verbindung mit elitären Gruppen in der Kirche – Übergriffe, die in ihren Wirkungen auf die Betroffenen genauso verheerend sind wie der sexuelle Missbrauch. Gestalten wie Marcial Maciel, Gründer der »Legionäre Christi«, aber auch andere Gründerinnen und Gründer von geistlichen Gemeinschaften und Orden warfen mit ihren Verbrechen plötzlich dunkle

Schatten auf die von ihnen ins Leben gerufenen Gemeinschaften. Der Missbrauch wirbelte die wunderbar einfache Welt der Lagerbildungen durcheinander: Ob konservativ oder progressiv, links oder rechts, 68er oder Anti-68er – Missbrauch fand und findet in allen Lagern statt. Die alte Freund-Feind-Unterscheidung funktionierte nicht mehr. Verunsicherung machte sich immer mehr breit. Auch das gab vielen Bischöfen einen Anstoß zum Umdenken und veränderte die Gewichte in der Bischofskonferenz. Die MHG-Studie brachte allerdings – außer dem Zahlenwerk, dem sich nun niemand mehr entziehen konnte – eigentlich keine wirklich neuen Erkenntnisse. Die Empfehlungen des MHG-Konsortiums reihten sich in die Liste der Vorschläge und Forderungen ein, die in Deutschland aus dem kirchlichen Raum heraus seit 2010 schon oft öffentlich formuliert worden waren, und, wenn man genauer hinschaut, eigentlich schon jahrzehntelang vorher.

Jedenfalls begannen Bischöfe, nun auch mutiger öffentlich einzugestehen, dass das Glaubwürdigkeitsproblem eines der Institution selbst

ist, ihrer dysfunktionalen Verfassung, ihres Verlustes von Kontakt mit der Wirklichkeit. Diese Selbsterkenntnis führte zu einem neuen Schulterschluss zwischen Laien und Bischofskonferenz, sozusagen zu einer Aufbruchsstimmung im Alarmzustand. ZdK und Deutsche Bischofskonferenz (DBK) beriefen den »Synodalen Weg« ein,⁴ die DBK versprach eine Neuregelung des Verfahrens für Anerkennungszahlungen und vereinbarte mit dem Unabhängigen Beauftragten der Bundesregierung für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs (UBSKM) »Standards für eine unabhängige Aufarbeitung«, zu denen wesentlich auch die Bildung von Betroffenenbeiräten in den Diözesen sowie deren Beteiligung an der Aufarbeitung gehört.

Es darf wohlwollend davon ausgegangen werden, dass Kardinal Woelki unmittelbar nach der Veröffentlichung der MHG-Studie in größter Sorge um die Glaubwürdigkeit der Kirche mit besonders deutlichen Formulierungen auftrat: Er sprach von »rückhaltloser Aufklärung«. Es folgte die Beauftragung einer renommierten Kanzlei mit einem Gutachten. »Die Namen der

Verantwortlichen werden genannt werden«, versicherte der Kardinal in der Öffentlichkeit. Während sich UBSKM und DBK noch in Verhandlungen über Standards einer unabhängigen Aufarbeitung befanden, preschte er vor und bildete einen Betroffenenbeirat, den Ersten seiner Art in einer deutschen Diözese. »Die Betroffenen helfen uns jetzt bei der Aufarbeitung« – und so weiter. Doch es kam anders. Im März 2020 wurde die Veröffentlichung des Gutachtens der Münchner Kanzlei Westpfahl Spilker Wastl kurzfristig verschoben. Im Oktober behauptete Woelki, das Gutachten dürfe gar nicht veröffentlicht werden. Die Reputation des Kardinals als »Aufklärer« lag in Trümmern – und auch die der gesamten Kölner Bistumsleitung und ihrer hochbezahlten Beraterinnen und Berater. Die Auswirkungen auf die Kirche in Deutschland sind bis heute nicht absehbar.

Das Versagen des Kölner Erzbischofs ist allerdings nur die Spitze eines Eisberges. Sich auf Kardinal Woelki einzuschießen, kann auch ablenken. Unterhalb des Wasserspiegels schwimmt ein dicker Klotz: Hierarchie, Verbände, kirch-

liche Gremien, Gemeinden, kirchliche Presse, universitäre Theologie, auch große Teile der hierarchiekritischen Kommentatorinnen und Kommentatoren kommen aus dem kirchlichen Sich-um-sich-selbst-Drehen nicht mehr heraus. Das Schiff Kirche hat unterhalb der Kielwasserlinie Risse bekommen. Je deutlicher diese Risse sichtbar werden, desto dringlicher schiebt sich das Thema Wiedergewinnung der Glaubwürdigkeit immer neu nach vorn. Das ist aber genau der falsche Notenschlüssel vor Melodie und Text der Aufarbeitung. Die Drehung um sich selbst hört so nicht auf. Die positiven Bemühungen um Prävention, um Reformen und Dialog werden immer wieder hineingesogen in den Strudel des Glaubwürdigkeitsverlustes, der sich dreht und dreht und dreht – weil die Selbstsorge der Institution um ihr Ansehen zieht und zieht und zieht. Klar, die Sorge ist berechtigt. Die Kirchenaustrittszahlen erschüttern. Auch der Synodale Weg wird von der Drehung erfasst. Die Rhetorik der Sorge um die Glaubwürdigkeit hat er sich von Anfang an zu eigen gemacht.⁵ Sie verstärkte sich mit der Kölner Krise.